

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 17 (1927)
Heft: 47

Artikel: Meine Familie im Flugzeug
Autor: Bütikofer-Klein, E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647202>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

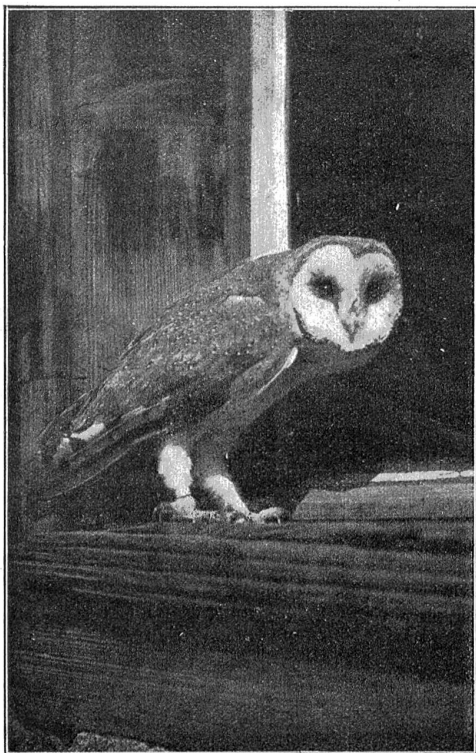
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

durchaus „diskret“. Es wird keine schlimme Maferei daraus. Von Lippen- und Augenbrauenstift zc. soll ein höflicher Mensch überhaupt nicht in der Öffentlichkeit sprechen (sie dort verwenden ist nämlich gar nicht das gleiche).

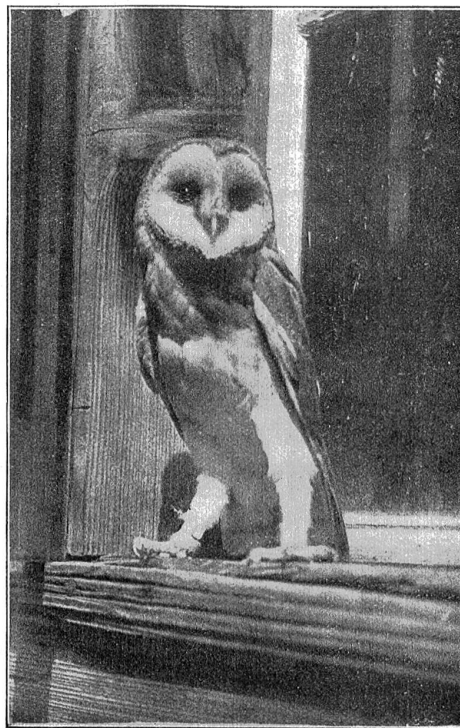


Schleiereule, von der Seite.

Modern sind Schleiereulen. Dies wird jedermann schon gemerkt haben. Deshalb ist bei ihnen die Frauenfrage auch schon längst gelöst. Das Weibchen, bezw. die Frau, hat durchaus die gleichen Rechte wie der Mann. Ja dank ihrer freien Betätigung, ihrem energischen, selbstbewussten Auftreten, ist sie sogar das entschieden stärkere Geschlecht geworden. Dieser Umstand wird ihr den Verzicht auf besondere frauliche Reize leicht gemacht haben. Und um bei der Wahrheit zu bleiben, habe ich auch noch nie gehört, daß ein Schleiereulenmännchen in Kunst und Wissenschaft mehr geleistet hätte, wie seine bessere Hälfte. Freilich von der Naturwendigkeit konnte sich auch die Schleiereulin noch nicht ganz emanzipieren. Ihr fällt immer noch eine Hauptlast für ihre Nachkommenschaft zu. Jährlich 4—6 Junge zu erziehen, ist trotz der selbstverständlichen Mithilfe des Gemahls, gewiß eine beachtenswerte Leistung. Das runde weiße Ei wird vom ersten Tage an bebrütet und es werden die andern, in einer Zeitspanne von etwa zwei Wochen, dazu gelegt. Deshalb sind dann die Jungen auch verschieden groß, indem sie eines nach dem andern das Licht der Welt erblicken. Dadurch wird eine mehr individuelle Erziehung ermöglicht. Als Wiege wird die Vertiefung einer Mauer, ein Boden oder ein Balken benutzt. Die Spatzen, Amseln, Schwalben mögen Zeit für einen Nestbau verschwenden. Die Schleiereule hat besseres zu tun!

Bei ihrer sehr vereinfachten Führung der Haushaltungsgeschäfte hat sie zugleich den sehr großen Vorteil, daß sie ihre Nachkommenschaft abhärtet. Weichlinge können im Eulengeschlecht nicht geduldet werden. Selbstverständlich ist sie auch im übrigen für die moderne, natürlichere Lebensweise sehr eingenommen. So ist sie eine entschiedene Rohkostlerin. Rein gar nichts wird gekocht. Alle Gewürze werden als unnötige Gaumenfigler vermieden. Sie lebt zwar nur indirekt vegetarisch, indem sie hauptsächlich Mäuse verzehrt, die doch sehr vorwiegend sich von pflanzlichen Stoffen ernähren. Sie ver-

tilgt ihre Nahrung mit Haut und Haaren. Dann würgt sie die ganz unverdaulichen Teile in sog. Gewöllern aus. Jedenfalls wird auf diese Weise die Ausnützung der Nahrung auf das Optimum gebracht. Dann Bewegung, gesunde Bewegung. Sie nimmt kaum jemals eine Mahlzeit ein, ohne vorher ihre



Schleiereule, von vorn.

Glieder tüchtig gerührt zu haben. Dann macht sie aber eine der Verdauung zuträglichere längere Siesta.

Runmehr muß ich doch noch einiges sagen, das weniger vorteilhaft klingt, sonst glaubt mir kein Mensch mehr.

Zum Beispiel etwas von ihrem Gefang. Das klingt wie ein Miauen, Fauchen von Katzen; un schön, unheimlich. Wenn die Schleiereule in einer Frühlingsmondschein-Nacht ihr Liebestied sang, so hat mir das gar nicht so übel gefallen.

Dann ist weiter zu sagen, daß unser Vogel etwas zu wenig vornehm wohnt. Auf Dachböden, in alten Scheunen, in Türmen usw. Man kann ja in der Einfachheit auch zu weit gehen! Vielleicht ist aber hierin noch eine Besserung möglich und nimmt sie auch ganz gerne eine schönere Wohnung an. Es wäre um das Probieren zu tun. Sie läßt sich mit Vorliebe in der Nähe des Menschen nieder, wenn man sie gewähren läßt. Tut dies z. B. noch dicht an der Stadt Bern.

Weiter die ausgesprochene, nächtliche Lebensweise. Nun ja. Eigentlich kennen wir von den Großstädten, daß die Menschen ebenso spät bezw. früh ihrer Wege gehen. Vielleicht ist auch hierin bei der Schleiereule ein moderner Zug vorhanden? Oder ist's wegen den Mäusen? A. H.

Meine Familie im Flugzeug.

Von E. Bütikofer-Mlein, Zürich.

Ich.

Es ist zwar nicht höflich, dafür aber absolut logisch, meine Benigheit an die Spitze zu stellen. Denn ich bin zuerst geflogen. Ich war so quasi das Familien Versuchsanfängerin. „Geh Du einmal, sagte meine Frau, wenn es sicher ist und Dir gefällt, so komme ich das nächste Mal auch mit!“

Als es im Auto zum Flugplatz hinaus ging, vermüßte ich auf einmal die ganze Journalistenfreundlichkeit der Ad

Aktra. Ich hätte mich am liebsten „gedrückt“. Leider hatte ich aber viel zu vielen Personen von meinem Flug nach München erzählt. So verhinderten mich diese Prestige-Gründe, im letzten Moment auf den Flug zu verzichten. Schließlich hatte schon mancher Afrikaforcher nur um des Neuen, Geheimnisvollen willen sein Leben auf das Spiel gesetzt. Warum sollte ich nicht für den Flug ein persönliches Opfer bringen? Mit diesem aufreißerischem Heldentum betrat ich die Kabine, um schon fünf Minuten nach dem Start zu finden, daß der Verkehrsflug eine viel einfachere Sache ist, als die Eisenbahnfahrt. Es schien mir auch, die Möglichkeit bestünde immerhin, daß ich mit meiner Angst und dem Heldentum ein großer Held gewesen sei. Und eine Viertelstunde später wußte ich es endgültig, daß ich tatsächlich ein sehr, sehr großer Held gewesen war.

Ohne einen weiteren Angstanfall sollte allerdings die Reise nicht zu Ende gehen. Aber er stellte sich erst ein, als wir in München im Auto dem Stadtzentrum zufuhren. Bei jeder Straßenecke befürchtete ich, unser Auto würde oder müßte mit einem andern zusammenstoßen!

Meine Frau.

Sie sprach eine ganze Viertelstunde vor und dann nach dem Start (insgesamt also während 30 Minuten) kein Wort. Ein einzig dastehendes Ereignis in unserer vierjährigen Ehe! Sie war noch nach Winterthur am Riemen festgeknallt. Krampfhaft blickte sie nach der Decke der Kabine oder zum Himmel empor, ostentiv das herrliche Panorama zu Füßen negierend. Sie tat am dümmsten von allen zehn Passagieren, obgleich sie behauptet, die hübsche Wienerin hinter mir habe noch dümmner getan. Aber auch das Selbstbekenntnis ist vielsagend. Erst über der Thur wurde sie teilnehmend. Vom Bodensee an waren unsere Entdeckerfreuden gegenseitig. Im Angesicht der Türme der Frauenkirche klatschte sie begeistert in die Hände und tat wenige Minuten später auf dem Flugplatz einen ganz unweiblichen Luftsprung. Auf dem Marienplatz machte sie mir die Eröffnung, sie werde in Zukunft ein Flugzeug mit der gleichen Selbstverständlichkeit besteigen, wie den Tramwaywagen. Was dann tatsächlich auch geschah!

Mein Sohn.

„Ich fliege gerne mit Dir nach München, das macht mir gewiß nichts. Aber wegen der Heimreise mit der Eisenbahn habe ich Angst. Ich glaube, daß mir schlecht wird von dem langen Fahren.“ So schrieb mir mein Dreizehnjähriger aus den Ferien. Er deutete damit ungewollt an, welche Wohltat man den Kindern bei langen Reisen mit dem Luftweg erweist. Mein Dreizehnjähriger hat merkwürdigerweise gar keine Angst gehabt. Er sprang begeistert und jubelnd vom Sitz, als er die Erde zurückweichen sah. Er verfolgte interessiert die Zeiger des Höhenmessers und des Kilometerzählers. Beim Start versicherte er mir, vor der Landung wolle er sich angurten, weil eine Aufschrift in der Kabine dazu riet. Aber als es hinter Nymphenburg zur Erde ging, dachte er nicht einen Moment mehr an den Lederriemen. Er erkundigt sich seither bei jeder Gelegenheit nach den Existenzbedingungen und Anforderungen, die an einen Piloten gestellt werden und glaubt, letzten Endes könnte ihm einst auch der Funterberuf zuzagen.

Meine beiden Töchter.

Sie haben zwar erst einen Rundflug über Zürich hinter sich. Sehr wenig und doch so viel, um das Sehnen nach einer mehrstündigen Luftreise zu wecken. Mit ihren neun und zehn Jahren fanden die zwei Mädchen, es sei im Flugzeug gerade wie im Bett! So weich, so ruhig! Nur etwas Lärm sei vorhanden. Wo in einem Schaufenster ein Flugplakat oder das Modell eines Flugzeuges ausgestellt ist, bleiben sie nun stehen, um festzustellen, ob ein- oder zweimotorig, ob Ein- oder Zweidecker, ob Ober- oder Unterdecker. Handelt es sich aber gar um einen einmotorigen Oberdecker, so schauen

sie flugs nach der Nummer, denn es könnte ja CH 142 sein, die Maschine, die sie über See und Stadt getragen hat.

Sie sind geflogen trotz den Warnungen mehrerer alten und jungen, tatsächlichen und improvisierten Moraltanten und lachen alle aus, die von außerordentlichen Gefahren im Verkehrsflugzeug sprechen. Nicht zuletzt mein ältestes Töchterchen, das einzige noch an der Erde lebende Familienglied. Meine Töchter meinte leztlich: „Papa, wenn Du etwas in die Zeitung schreibst über unsern Flug, so vergiß nicht zu sagen, Deine älteste Tochter sei ein Kamel, weil sie Angst vor dem Fliegen hat!“

Im Bahnhofswartsaal.

Wiß zur Abfahrt meines Zuges habe ich fast eine Stunde Zeit. Eine schneidende Kälte läßt mich den Wartsaal aufsuchen. Es ist dies ein hoher, düsterer Raum, dessen Wände größtenteils Fahrpläne und Plakate decken. Schlecht gereinigte Fenster verbreiten ein Dämmerlicht, in den Winkeln liegen schwarze Schatten, und nur am Abend, im Scheine der Leuchter, liegt milde Freundlichkeit über dem Raum. Alles macht den Eindruck von Verbrauchtem, die Tische, Stühle, Bänke. Überall liegt und fliegt Staub, die Luft ist trocken, verbraucht...

Allerlei Volk trifft hier zusammen, reich und arm, alt und jung, groß und klein. Und aus aller Augen spricht Unbehagen. Ein gegenseitiges Mißtrauen liegt über den Anwesenden, man prüft, schätzt, wägt ab... Manche bleiben lange, manche nur Minuten. Etwas Fieberhaftes läßt niemanden zur Ruhe kommen. Einzelne gehen auf und ab, andere zeichnen mit Regenstirn oder Stock Figuren auf den Fußboden. Man spricht gedämpft, leise, eine Scheu liegt in aller Augen. Etwas Unbeständiges, Zerstreutes, Nervöses spricht aus allen Bewegungen. Aber alle machen etwas, geben sich wenigstens den Anschein hierzu. Es geschieht flüchtig, ohne inneres Dabeisein. Denn im Tiefinnersten ist man anderswo, außerhalb des Wartesaumes, bei lieben Verwandten, bei Freund oder Feind, am Krankenlager, bei Kummer und Glend, vielleicht auch bei Freude und Glück.

Eine schwarzgekleidete Mutter hat rotgeweinte Augen. Ein tiefer Schmerz durchzittert ihre Stimme, wenn sie zu den beiden Buben spricht. Eine andere Frau schütteln von Zeit zu Zeit Hustenanfälle. Hohwangig und zusammengeknitten sitzt sie da. Ihre dunklen Augen reden von Krankheit und Sorge... Ein altes Mütterchen vergewißert sich mit scheuem Griff immer wieder, ob es sein Geld noch auf sich trägt. Ein junges Mädchen liest einen Brief, einmal, zweimal. Im Gesicht liegt ein Leuchten. Der eine sucht zu lesen, aber man sieht, seine Gedanken sind anderswo. In kurzen Pausen sieht er auf die Bahnhofsuhr. Ein anderer trommelt am Fenster. Sein Mund umspielt ein glückliches Lächeln. Jetzt zieht er eine Photographie aus der Tasche und betrachtet sie lange. Plötzlich fährt draußen ein Zug ein. Eilends geht er hinaus. Wie erlöst stehen verschiedene Personen auf und folgen nach. Dann wird's wieder still.

Auf einmal zerreißt das Schreien eines Kindes die Stille. Zornig, unmutig treffen zuckende von Augen den kleinen Wurm, der es wagt, anders zu sein als die andern. Die Mutter wird ob den Blicken rot und verlegen und beugt sich tief über das Kind. Neben mir zieht einer eine Vorladung vor Gericht aus der Tasche. Er summt über dem Papier und seine Hände ballen sich. Zwei Buben kommen hereingestolzt. Durch die andere Türe geht die wilde Jagd. Straßende Blicke folgen ihnen. Alles will einsam sein, dem eigenen Ich hordchen. Dort nimmt einer alle fünf Minuten den Fahrplan hervor. Er wird immer aufgeregter, seine Füße zucken auf und ab, er sitzt wie auf Feuer, und Schweiß bricht hervor. Er hält es nicht mehr aus, steht auf und geht. Eine Dame seilt geistesabwesend an den Fingernägeln herum. Ein Jüngling